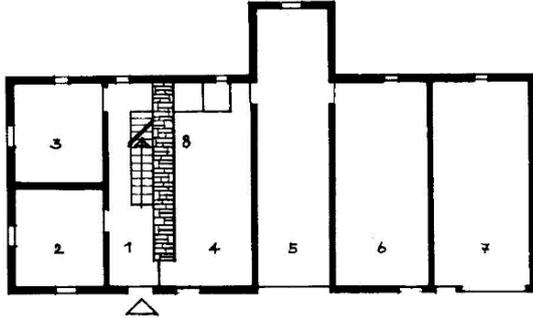


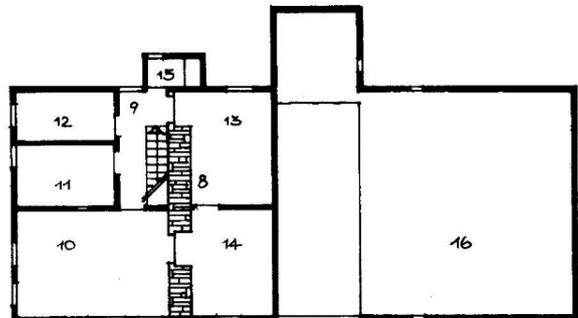
## Arbeitsblatt 3b: Das Isinger Bauernhaus

ERDGESCHOSS



1 Hausöhre, 2 Werkstätte, 3 Waschküche, 4 Oberer Stall,  
5 Scheuer, 6 Unterer Stall, 7 Schopf, 8 Scheidgiebel,

OBERGESCHOSS



9 Laube, 10 Stube, 11 Küche, 12 Kämmerle, 13 Hintere Kammer,  
14 Kammer, 15 Häusle, 16 Heustall.

Als ein für Isingen typisches Bauernhaus beschreibe ich mein Elternhaus, wie ich es aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Erinnerung habe. Durch die Haustür betrat man die „Hausöhre“, einen ebenerdigen Gang quer durch das Haus. Sie war eigentlich ein Teil des Treppenhauses. Von ihr führte die „Steage“ (Treppe) hinauf „auf die Laube“, den Gang im Wohnstock. Die Laube ging nicht durch das ganze Haus hindurch; sie hörte vor der Stubentür auf. Dafür hatte sie hinten am Haus einen balkonartigen Ausbau, das „Häusle“; dies war der Abort [= die Toilette] mit einer offenen Holzbrille und einer Fallröhre aus vier Brettern, die direkt in die Abortgrube hinunterführte. Unter der Haustreppe führte die steinerne „Kearsteage“ (Kellertreppe) hinunter in den gewölbten Keller; über der Haustreppe führte die schmale „Behnesteag“ von der Laube vor der Stubentür hinauf auf die Bühne (Speicher). Diese Bühnentreppe war gegen die Laube durch ein Holztäfer abgeschlossen. [...]

### Die Stube

Die „Stube“ hatte nach der Straße hin vier Fenster, die gleichmäßig auf die ganze Länge verteilt waren. Auf der Giebelseite waren nochmals zwei Fenster, die aber nur den vorderen Teil der Wand einnahmen. Mit den Fenstersimsen genau abschließend war in der Fensterecke „der Bank“ eingebaut, eine breite und stabile Eckbank mit einer Rückenlehne. [...] Vor der Eckbank stand der Tisch mit der Tischschublade, in der sich das Essbesteck, das Tischtuch und der Brotlaib befanden. Vor der Tischschublade war Vaters Sitzplatz.

Gläser, Krüge, Zucker und Weißbrot befanden sich im „Stubenkästle“, einem der Höhe nach zweigeteilten Schrank in der Ecke zwischen Stuben- und Kammertür. Dieser Schrank reichte beinahe bis zur Zimmerdecke und wirkte fast wie eingebaut. In ihm wurden alle Dinge verwahrt, die nicht in der Stube herumliegen durften, wie die Schulsachen, Strick- und Nähmaschinen, Verbandszeug und Salben, Schreibzeug und Briefe. Bücher, vor allem die Familienbibel und die Andachtsbücher, nette Erinnerungsstücke und andere Kostbarkeiten konnte man auf dem „Brittle“ aufstellen oder ablegen, einem Bordbrett, das den ganzen freien Raum der Giebelwand und der gegenüberliegenden Kammerwand einnahm.

Zur weiteren Ausrüstung der Stube gehörte die „Gautsche“, eine schmale, hochfüßige Bettstelle mit einem eingelegten „Gspriersack“ (Spresack), die an der Giebelwand den Raum zwischen Bank und Küchenwand ausfüllte. Sie war ein sehr wichtiges Möbel, denn sie konnte sowohl zum Sitzen und Liegen als auch als Schlafgelegenheit verwendet werden. [...]

Geheizt wurde die Stube durch einen gusseisernen Ofen aus Wasseralfingen, der von der Küche aus be-feuert wurde. Er war ziemlich hoch und hatte in seinem oberen Teil die „Bråtkachel“ [å = wie in engl. horse], in der Speisen warm gehalten, bei strengem Heizen auch zum Kochen gebracht werden konnten. [...]

Äußerste Vorsicht war notwendig, wenn man nasse Kleider direkt am Ofen trocknen wollte; im Handumdrehen konnte der Stoff an irgendeiner Stelle versengt sein. Für das Trocknen der Wäsche und der nassen Kleider waren die drei „Ofenstängele“ da. [...] Diese Stäbe umgaben den Ofen kranzförmig. [...] Auch der Raum unterm Ofen spielte noch eine Rolle. Der Ofen stand auf einem etwa 10 cm hohen Ofensteinauf gusseisernen Füßen. Auf dem Stein zwischen den Füßen hatte allerhand Platz, vor allem Hausschuhe und Spielsachen der Kinder. Auch die Katze schätzte diesen Ort als angenehmen Ruheplatz. [...]

Die Wände unserer Stube waren mit Ausnahme der Ofenwand holzgetäfelt und in einem braunen Naturton gehalten. Die Ofenwand war gegipst und mit Ölfarbe gestrichen. Der Wandschmuck war spärlich. In der Ecke hinterm Tisch, da, wo bei den Katholiken der Herrgottswinkel ist, hing auf der einen Seite ein kleines Bild vom alten Kaiser Wilhelm, auf der anderen Seite ein Bild vom württembergischen Königspaar. Den besten Platz und auch den größten Rahmen nahm die Preisurkunde ein, die unsere „rote Kuh“ im Jahre 1900 beim Landwirtschaftsfest in Sulz erhalten hatte. Dann war noch ein christliches Erbauungsbild da. Es zeigte einen Engel, der ein Kind in den Armen hielt, und trug die Unterschrift „Zu Gott“; ich glaube, meine Eltern erhielten es von den Stundenleuten, als im Jahr 1903 unser kleines Schwesterchen Rosa gestorben war, jedenfalls brachten wir das Bild immer in Zusammenhang mit diesem Schwesterchen.

## **Die Küche**

Die Stube war durch das „Schutzlädle“, eine Art Durchreiche, mit der Küche verbunden. Die Küche war verhältnismäßig klein und keineswegs als Wohnküche geeignet. [...]

Unter dem Kamin stand der Herd. In meinen aller frühesten Erinnerungen ist noch ein gemauerter Herd festgehalten, der dann durch einen eisernen ersetzt wurde. Er hatte über der Feuerstelle drei mit Ringen abgedeckte Kochstellen, in die man die „Kochhäfen“ (Kochtöpfe) so einhängte, dass ihr unterer Teil direkt von den Flammen umspielt wurde. Die Kochtöpfe waren deshalb unten schwarz und rostig und konnten nur umgestülpt auf dem Schüsselbrett abgestellt oder an die Wand gehängt werden. Die im Herd von der Feuerstelle abziehende Warmluft erwärmte noch die Röhre „im Herd“ und das Wasser im „Schiff“. So hatte man in der Küche zwar kein fließendes warmes Wasser, aber man hatte fast den ganzen Tag im Schiff einen greifbaren Vorrat an warmem Wasser zum Abwaschen oder auch zum Anbrühen des Schweinefutters. [...]

Für die Aufbewahrung der Vorräte und das Wegräumen des Geschirrs hatten wir in der Küche das „Kuchekästle“ und das „Schüsselbrett“. Der Küchenkasten war nur knapp eineinhalb Meter hoch; seine obere Abdeckplatte war eine wichtige Abstellfläche für das Geschirr. Im rechten Teil des Kastens waren hinter der verschließbaren Tür vier Fächer. Sie dienten als

Speisekammer, soweit die Vorräte nicht im Keller, in der hinteren Kammer oder auf der Bühne untergebracht waren.

### **Die Kammern**

Auf der Straßenseite schloss sich an die Stube die „Kammer“ an. In ihr standen die beiden Betten der Eltern, die schon Röste hatten, und ein großes und ein kleines Bett mit Strohsäcken. Darüber hinaus stand in der Kammer noch „der Komod“, eine Kommode mit vier Schubladen, von denen die oberste den Eltern als Akten- und Kassenfach diente. Diese Schublade war immer abgeschlossen. [...]

Aus der Kammer führte eine sehr primitive Tür weiter in die „hintere Kammer“, die ihren eigentlichen Zugang von der Laube her hatte. Hier standen zwei Betten an der Wand gegen die Scheuer [= Scheune]. Die anderen drei Wände waren mit vier Kästen verstellt. [...]

Die hintere Kammer war nicht nur ein Schlafraum, sondern auch der wichtigste Abstellraum für die Vorräte aller Art, soweit sie nicht auf der Bühne oder im Keller waren.

Hinter der Küche war das „Kämmerle“, in dem ein Bett, ein Schrank und ein kleines Tischchen mit einem Stuhl Platz hatten. [...] Bei uns war das Kämmerle der Schlafraum für die Söhne; das Bett war verstellbar, mit einem einfachen Handgriff konnte man es der Breite nach auseinanderziehen, den Strohsack ausbreiten und damit ein zweischläfriges Bett gewinnen. Die Töchter schliefen in den zwei Betten der hinteren Kammer. Als die Kinder noch klein waren, war das Kämmerle der Raum für den Knecht oder für die Magd.

### **Die Bühne**

Stieg man von der Laube die Bühnentreppe empor, so kam man in den eigentlichen Vorratsraum für Haus und Hof. Die Bühne erstreckte sich über zwei Stockwerke. Einen wesentlichen Teil der beiden Böden bedeckten die „Fruchtdääten“ (Getreidekästen), in denen die Getreidekörner nach dem Dreschen gelagert wurden. [...]

Neben dem Mehltisch stand der „Hutzeltrog“, eine ehemalige Aussteuertruhe, in der das Dörrobst aufbewahrt wurde. [...] An der Bühnendecke befand sich ein nach unten offener Kasten, fast wie ein kleines Gegenstück zu den Fruchtkästen auf dem Boden. Darin wurden das Rauchfleisch und die geräucherte Wurst frei und luftig aufgehängt. [...]

Allerlei alter Hausrat, den man nicht wegwerfen wollte, wurde auf der Bühne untergebracht [...]

Zu der Bühne gehörten auch die Katzen. Ohne sie hätte man diese Räume mit ihren vielen unzugänglichen Schlupfwinkeln nicht mäusefrei halten können. [...] Nach den Katzen will ich gleich vom Hund berichten. Er hatte seinen Hundestall vor dem Haus im Bereich des Scheuertors und des unteren Stalls. Dort war er auch angekettet, wenn er tagsüber sein Wächteramt übernehmen musste; nachts wurde er dafür in den oberen Stall eingesperrt. Die Wächteraufgabe bestand nicht darin, jemand vom Haus fernzuhalten [...]. Er meldete vielmehr durch sein Gebell jeden Besucher an [...]. Der Hund war in der Küche ungern gesehen; dagegen wurde er in der Stube geduldet und fand unter der Bank seinen Ruheplatz.

## Die Nebenräume

Hinter dem Werkstättle [...] war die „Wäschkuche“. Ihren Namen hatte sie von dem eingebauten gemauerten Waschkessel. Hier fanden auch die großen Wäschen statt, für die zwei große Zuber mit den zugehörigen Waschböcken bereitstanden. Aber auch die Hausschlachtungen wurden hier durchgeführt; der große Kessel lieferte das heiße Wasser zum „Brühen“ des toten Schweines und danach zum „Verwehlen“ (in nicht kochendem Wasser erhitzen) der Leber- und Blutwürste. Neben dem Kessel stand anfangs eine „Darre“, in der im Herbst nicht nur von uns, sondern auch von anderen Familien, Obst gedörft wurde.

## Der Keller

Neben der Waschküche führte eine steinerne und immer feuchte „Kearsteage“ (Kellertreppe,) hinunter in den „Kear“ (Keller). Er war mit schweren Steinen gewölbt und steckte wirklich „im Boden drin“. An der Längsseite entlang der Straße führte ein Lichtschacht durch das Gewölbe hindurch zu dem ebenerdigen Kellerfensterchen, aber selbst an hellen Sommertagen fiel so wenig Licht herein, dass man sich erst nach einiger Angewöhnung mit den Augen orientieren konnte. [...] Einem städtischen Besucher wären zu-nächst wohl die neun Mostfässer aufgefallen, die auf Lagern längs der zwei Wände um die Ecke herum angeordnet waren. Die gegenüberliegende Ecke war das Kartoffellager, das so viel Platz einnahm, dass zwischen ihm und den Fässern nur ein schmaler Verkehrsweg übrigblieb. [...]

An der Schmalseite bei der Kellertreppe hing über den drei Fässern die „Brothange“ an eisernen Haken, die oben im Kellergewölbe befestigt waren. Hier wurde das Brot gelagert, das Weißbrot auf dem oberen, das Schwarzbrot auf dem unteren Lager der Hange. Auf der Hange war das Brot vor Mäusen und Ratten sicher, die sich jederzeit in den Keller einschleichen konnten. [...]

## Scheuer und Stall

Jenseits des Scheidgiebels [siehe oben: Grundriss] war der landwirtschaftliche Teil des Hauses. Ebenerdig waren in den vier „Fächern“ des Hauses der „obere Stall“, die „Schier“ (Scheuer), der „untere Stall“ und der „Schopf“. Die Ställe hatten neben der Stalltür ein kleines Fensterchen; noch kleiner war das Fensterchen in der entgegengesetzten Rückwand. Bei geschlossener Stalltür herrschte deshalb immer ein gedämpftes Licht. [...]

Unter jedem Stall befand sich der Länge nach ein „Mistlachenloch“ von etwa 80 cm Breite und 60 cm Tiefe. Es musste nach außen hin dicht sein, nicht nur um den wertvollen Dung zusammenzuhalten, sondern auch um die tiefer liegende Umgebung, etwa den Keller, vor dem Eindringen der Mistlache zu bewahren. [...]

Der Schopf war der Geräteschuppen für die Landwirtschaft und nahm vor allen Dingen die Wagen mit all ihrem Zubehör auf. Er war meist überfüllt; deshalb musste das Schopftor auch nach außen aufgehen. [...]

Das Scheuertor nahm die ganze Breite der Scheuer ein und ging nach innen auf. Es hatte zwei Flügel; einer von ihnen war der Höhe nach unterteilt. Wenn man in der Scheuer arbeitete, so öffnete man den oberen Teil dieses Flügels, um Luft und Licht zu haben. Der Innenraum der Scheuer erstreckte sich über zwei Stockwerke bis zum Bühnenboden. [...]

Eine senkrechte, am Gebälk befestigte „Obertenleiter“ führte vom Scheuerboden auf den Heustall, auf die Bühne und ins „Grech“, das der oberen Bühne im Wohnteil entsprach. Im Grech war der Bretterboden nur teilweise festgenagelt; sonst lagen die Bretter lose auf dem Gebälk. Man konnte sie wegnehmen, um die unteren Räume von oben her leichter und besser füllen zu können. Dagegen war der Boden auf der Bühne, soweit er überhaupt vorhanden war, fest verlegt. Über dem Heustall fehlte aber ein Drittel dieses Bodens ganz, um für die Unterbringung des Heus in zwei Stockwerken Platz zu haben. [...]

Zu der landwirtschaftlichen Ausrüstung unseres Hauses gehörte auch der Brunnen vor dem Haus. Hier wurde das Vieh zweimal, die Pferde dreimal am Tage getränkt.

### **Der Haustyp**

So wie unser Haus waren in Isingen fast alle Häuser geplant und eingerichtet. Sie unterschieden sich im Wesentlichen nur in der Zahl der Fächer, in der Breite der einzelnen Fächer und in der Tiefe des Hauses. [...].

Man kann ohne weiteres davon ausgehen, dass die wenigen Häuser, die nicht nach diesem Schema gebaut und eingerichtet waren, für ihr Anderssein einen triftigen Grund hatten. Entweder war der vorhandene oder zugestandene Bauplatz zu klein, oder die wirtschaftlichen und finanziellen Möglichkeiten des Bauherrn reichten nicht aus.

### **Der Hausbau**

Wenn jemand in Isingen ein Haus bauen wollte, so wird die Planung wenig Schwierigkeiten bereitet haben. Aber auch die Ausführung des Rohbaus war überlieferungsgemäß so einheitlich und so gut geregelt, dass der Bauherr auf einen gelernten Bauführer verzichten und die Bauleitung selbst in die Hand nehmen konnte.

Es war ganz klar, dass man für die Aufbietung der Arbeitskräfte und für die Beschaffung des Baumaterials in erster Linie auf die eigene Familie und den eigenen Betrieb zurückgriff. Was man hier nicht finden konnte, suchte man zunächst in Isingen, und erst, wenn hier das Geeignete nicht zu finden war, ging man auswärts, aber möglichst nicht weit weg.

Die notwendigen Bauhandwerker, Maurer und Zimmermann, hatte man am Ort. Sie arbeiteten im Taglohn. Ihnen stellte man, so viel wie nötig und möglich, „Handlanger“ zur Verfügung, also Hilfskräfte, die ihnen bei der Arbeit zur Hand gingen. Dies waren entweder Familienangehörige oder Tagelöhner aus dem Dorf; der Bauherr selber machte aber auch Handlangerdienste und hatte dabei den besten Einblick in die Bauausführung. So konnte er das Bauvorhaben leiten, rechtzeitig für die Beschaffung des Materials sorgen und die Zusammenarbeit der Handwerksleute regeln.

Als Mauersteine verwendete man in erster Linie die blauen Kalksteine der Liasplatte, die überall unter der Isinger Ackerflur ansteht. Meist erhielt man schon eine Menge Steine, wenn man den Keller, die Kellerdole und die Mistlachenlöcher ausbrach. Aber diese Steine reichten nicht aus. Man legte dann auf einem möglichst günstig gelegenen Acker einen Steinbruch an. [...]

Die blauen Steine waren im Ort reichlich vorhanden, aber sie waren nicht die idealen Bausteine. [...] Bei einem soliden Mauerwerk verwendete man für die besonders anfälligen Stellen der Mauer, für die Kanten und die Einfassungen der Türen und Fenster, ein anderes

Baumaterial. Dazu eignete sich der Stubensandstein, der in den Sandbrüchen hinterm Berg im Süßenbachtal und dem Stunzachtal anstand. Diesen Stein konnte der Maurer selber mit dem einfachen Maurerhammer oder gar mit der Säge so herrichten, wie er ihn gerade brauchte. Die kleinen Abfälle waren besonders gut dafür geeignet, die blauen Steine im Mauerwerk gut und richtig zu betten. [...] Als Aushilfe in allen unvorhergesehenen Nöten brauchte der Maurer gebrannte Ziegelsteine, die man aus der Ziegelei in Vöhringen bezog. [...]

Auf den Grundmauern wurden der Scheidgiebel und die Umfassungsmauern des Grundgeschosses massiv hochgezogen. Dann würde das Haus „aufgerichtet“, das heißt, das vom Zimmermann vorbereitete Gebälk wurde zusammengesetzt. Das Holz dafür stammte soweit wie möglich aus dem eigenen Wald. Der Zimmermann hatte die Balken mit dem „Richtbeil“ aus dem Rundholz herausgehauen. Der unvermeidliche Abfall konnte nur noch als Brennholz verwendet werden. Als „Bauholz“ brauchte man deshalb Stämme, die nicht allzu dick waren. Die herausgehauenden Balken hatten durchweg einen quadratischen Querschnitt und am dünneren Ende des Stammes abgerundete Kanten, weil der Zimmermann immer möglichst viel aus dem Rundholz herausholen wollte. Stärkere Stämme aus dem Wald wurden nicht als Bauholz verwendet. Man brachte sie in eine Säge im Rosenfelder Tal und ließ daraus Flöcken, Bretter und Dachlatten schneiden; Balken wurden aber nicht gesägt.

Nach dem Aufrichten des Hauses wurde möglichst schnell das Dach gelegt. Als „Dachplatten“ (Ziegel) verwendete man die allereinfachsten Biberschwänze aus der Vöhringer Ziegelei. [...]

Zuletzt kam das Ausriegeln [= Ausmauern] der Fachwerkwände an die Reihe. [...]

Die häufigste Außenverkleidung war ein durchgehender Putzbewurf. [...] Einige Häuser, so auch unseres, hatten die Fachwerkwände nach Schwarzwälder Art mit Holzschindeln verkleidet, die mit Ölfarbe angestrichen wurden. Diese kurzen, unten gerundeten Schindeln wurden im Winter von den Bauern selbst hergestellt. In unserem Haus befand sich noch der Schneidbock mit dem zugehörigen Schnitzmesser. Da-mit hatte noch mein Vater die Verschindelung des Hauses ergänzt: nachher hatte nur noch der hohe Nordgiebel unseres Hauses einen durchgehenden Mörtelverputz.

*Text und Bilder aus: Max Frommer, Vom Leben auf dem Lande. Isingen 1910. Stuttgart 1983, S.15-44*



*Abbildung 1: Außenansicht (1928 ): Max Frommers Elternhaus 1928. Es wurde von einem Steinhauer als Handwerker außerhalb des Ortskerns erbaut und hörte ursprünglich mit der Scheuer auf. Frommers Großeltern kauften das Haus 1862 und erweiterten es um zwei „Fächer“. Der seitliche Anbau entstand erst im Jahr 1919.*